

2/00 Gedenken ohne ZeitzeugInnen

In dieser Ausgabe:

- Kommentar und Editorial
- Gedenken ohne ZeitzeugInnen?
- Die Zukunft der Erinnerung
- „Keiner der Spiegelgrund-Leute hat geredet“
- Erinnerungsfilme- die Menschen als solche sehen und ihre Wahrheit entdecken
- Die Geschichte einer Geschichte erzählen ...
- Telegramm

Kommentar

Sind ÖsterreicherInnen die besseren Menschen?

Es waren nur ein paar Zeilen in einem Interview. Zeilen, die jedoch tief blicken lassen. Maria Schaumayer, Österreichs Regierungsbeauftragte für NS-Zwangsarbeit wurde in einem Interview für die Wiener Stadtzeitung Falter (21/00) gefragt, warum Österreich – im Gegensatz zu Deutschland – KZ-Opfer die Zwangsarbeit verrichten mussten, nicht entschädigte. Schaumayers Antwort war, Österreich hätte nie Vernichtungslager dieser Art errichtet. Auf den Nachsatz, dass auch ÖsterreicherInnen in der Maschinerie der Konzentrationslager beteiligt waren, antwortete sie: „Wenn sie beteiligt waren, dann aber nicht aus eigenem Antrieb, sondern über reichsdeutsche Weisung.“

Da ist er also wieder und noch dazu aus regierungsbeauftragtem Munde: Der österreichische Nachkriegsmythos lebt. Sein Tenor, oft subtil versteckt und manchmal ganz ungeniert offen: „Österreicher sind die besseren Menschen.“ Naja, zumindest bessere als die Deutschen. Und da die Deutschen alle Nazis waren, aber (echte) Österreicher keine Deutschen sind, können auch (echte) Österreicher keine Nazis und schon gar keine Kriegsverbrecher sein. Nachsatz: Wenn die Republik dennoch Entschädigungszahlungen

leistet, dann nicht wegen eines Schuldeingeständnisses, sondern weil wir ja (siehe Ungarn '56, Prag '68 usw.) erstens so human sind und zweitens in diesem Sinne eine weitere Geste setzen möchten.

Seltsam nur, dass Eichmann, die Brunners, Nowak, Kaltenbrunner, Murrer, Hitler und viele andere Kriegsverbrecher Österreicher waren. Seltsam auch, dass in diesem Zusammenhang Simon Wiesenthal einmal nachrechnete, dass etwa die Hälfte der sechs Millionen ermordeten Juden und Jüdinnen auf das Konto von Österreichern gehen. „Es ist eine Geschichtsfälschung, wenn heute irgendwo in der Welt versucht wird, aus dem Hochverrat einiger weniger intransigenter staatsfeindlicher Elemente eine anti-europäische Gesinnung des österreichischen Volkes konstruieren zu wollen. Österreich war, ist und bleibt Vorkämpfer weltbürgerlicher Gesinnung und fanatischer Gegner jeder Art der Vergewaltigung des Geistes und der Menschlichkeit.“ Das sagte Bundeskanzler Figl anlässlich des ersten Jahrestages der Befreiung Österreichs am 8. Mai 1946.

Es spannt sich ein Bogen von den Aussagen Figls 1946 bis zu jenen Schaumayers 2000: Der Wunsch ein „unbeflecktes“ Österreich-Bild zu propagieren, indem die Verfehlungen und Verbrechen der eigenen Gesellschaft getilgt sind. Mit diesem Mythos, vermittelt durch Schule, Presse und Politik wuchsen ganze Generationen in den letzten 50 Jahren auf. Heute besitzen die meisten ÖsterreicherInnen ein verklärtes und realitätsfremdes Bild von sich und ihrer Gesellschaft. Dieses „Image“ lebt von der Illusion, dass die Probleme in diesem Land nur im „Verrat am Österreichischen“ zu suchen sind und verleugnet, dass es in Österreich z. B. bereits vor 1938 eine Diktatur und eine latente Pogromstimmung gegeben hat. Wer darauf hinweist, setzt sich dem Vorwurf aus „Nestbeschmutzer“ und „Österreich-Vernaderer“ zu sein. Fragt sich nur, wer der „Nestbeschmutzer“ ist: Der der den Schmutz gemacht hat oder der der versucht ihn

wegzuräumen ...

Christian Klösch, Historiker, Mitarbeiter von GEDENKDIENTST, Wien

Editorial

Liebe Leserin!
Lieber Leser!

Die letzten Monate waren bewegte Zeiten für GEDENKDIENTST. Der Regierungswechsel Anfang dieses Jahres hat rasch Befürchtungen aufkommen lassen, dass GEDENKDIENTST nicht in die Vorstellungen der neuen politischen Verantwortlichen passen würde. Verbunden mit dem radikalen Sparprogramm, das der neue Innenminister bei den Zivildienern vollzogen hat, sind diese Befürchtungen auch weiterhin berechtigt. Obwohl am 15. Juli d. J. 23 Gedenkdienstleistende ihren Gedenkdienst angetreten haben, wissen wir bis heute nicht, in welchem Ausmaß diese jungen Idealisten für Ihren Einsatz von der Republik entschädigt werden.

Auf der anderen Seite haben wir aber auch im vergangenen halben Jahr eine große Welle an Sympathie und Unterstützung erfahren. Unsere Kooperationspartner im Ausland haben sich öffentlich hinter unsere

Freiwilligen gestellt und bei allen Gelegenheiten auf die Bedeutung von GEDENKDIENT hingewiesen. Die Medien im In- und Ausland haben nicht zuletzt wegen der von der Bundesregierung unterzeichneten Präambel ein besonderes Augenmerk auf die Entwicklung von GEDENKDIENT gelegt. Dies hat uns zu einer sehr hohen Medienpräsenz in Zeitungen und Fernsehen verholfen. Und nicht zuletzt die wachsende Zahl an FörderInnen unseres Vereins hat uns gezeigt, dass GEDENKDIENT eine hohe gesellschaftliche Wertschätzung genießt. Für Ihre ideelle und finanzielle Unterstützung möchte ich mich daher im Namen aller MitarbeiterInnen sehr herzlich bedanken!

Ihr
Sascha Kellner, Obmann Verein GEDENKDIENT

Gedenken ohne Zeitzeuginnen?

Überlegungen anlässlich der GEDENKDIENT-Studientagung 2000

Heute, 55 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, stellt sich uns folgende Frage: Was wird geschehen, wenn uns die Möglichkeit verwehrt ist jene zu fragen, die die Zeit des Nationalsozialismus erlebt haben? Dass das Thema der Studientagung „Gedenken ohne Zeitzeuginnen?“ als Frage formuliert ist, kommt nicht von ungefähr. Es sind vor allem Fragen, die auftauchen, versucht man sich Gedanken über zukünftiges Gedenken ohne Zeitzeuginnen zu machen. Wie kann das Wissen über Hintergründe und Auswirkungen des Faschismus tradiert werden? Wird die Shoah früher oder später zu einer Geschichtsperiode wie andere auch werden? Dennoch gibt es ein paar Beobachtungen, über die man sich klar werden sollte, bevor man versucht Antworten zu finden.

Über die vielfältigen Auswirkungen des Nationalsozialismus muss an dieser Stelle wohl nichts mehr gesagt werden. Dieser Artikel will die Rolle der Zeitzeuginnen im Diskurs über die NS-Vergangenheit und bei der Formierung einer postfaschistischen Gesellschaft beleuchten und die Frage nach Perspektiven für eine Zukunft der Erinnerung ohne Zeitzeuginnen stellen.

Gerade in Zeiten wie diesen – unter einer Regierung mit Beteiligung einer Partei der extremen Rechten – ist die Frage nach Kontinuitäten von Teilen faschistischer Ideologie sehr naheliegend. Doch solche Kontinuitäten lassen sich sicher nicht nur an einer Partei festmachen, vielmehr ist die gesamte Österreichische Geschichte seit 1945 zutiefst mit der Nicht-Bearbeitung der Vergangenheit verknüpft. Gestützt auf den Mythos der „Stunde Null“ proklamierte sich Österreich als erstes Opfer des Nationalsozialismus, wobei die eigentlichen Opfer bestenfalls unbeachtet, meist jedoch weiterhin ausgegrenzt und verfolgt wurden.

Spätestens seit 1949, als „minderbelastete“ (Ex-?) Nazis wieder an Wahlen teilnehmen durften, stand das kollektive Verdrängen und Beschweigen im Mittelpunkt des öffentlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus („Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“, formulierte es etwa der damalige Innenminister Helmer). Durchbrochen wurde das öffentliche Schweigen immer nur von Außen – wenn wieder einmal ein Politiker etwas Unfassbares gesagt oder getan hatte (Kreiskys Wiesenthal-Verleumdungen, Frischenschlagers Handschlag mit dem Kriegsverbrecher Reder, Waldheims Erinnerungslücken, Haiders wohlbekannte Äußerungen ...). Und auch dann folgte in Österreich meist zuerst eine Welle des Antisemitismus und dann die Forderung, doch endlich einen Schlussstrich zu ziehen.

Gegenpole zum offiziellen Geschichtsmythos

Die wohl wichtigste Funktion von Zeitzeuginnen war wohl das Durchbrechen dieses öffentlichen Geschichtsdiskurses, wenn auch nur im privaten und halböffentlichen Bereich. Dadurch, dass Zeitzeuginnen in Schulen gingen und ihre Lebensgeschichte erzählten, schafften sie es, in ihrem kleinen Bereich ein Gegenbild zur hegemonialen Geschichtsdoktrin zu geben und animierten viele dazu weiter nachzufragen und es nicht bei dem allseits vorgekauften Bild zu belassen. Für viele spielte bei der Begegnung mit Zeitzeuginnen aber auch die Authentizität der Überlebenden, ihre unmittelbare Wirklichkeit eine Rolle. Der Anstoß, sich kritisch mit dem Nationalsozialismus zu beschäftigen war stärker, ja brutaler, wenn jemand einem eine auf den Arm tätowierte Häftlingsnummer zeigte als wenn man nur aus zweiter Hand über Auschwitz hörte.

Der Anstoß, sich kritisch mit dem Nationalsozialismus auseinander zu setzen, wurde oft gerade durch die Konfrontation mit der Unmittelbarkeit eines konkreten Schicksals erreicht, einer Unmittelbarkeit, die alles metaphorische Sprechen über Auschwitz nicht erreichen kann.

Kritische Bewertung von Chancen und Grenzen

Bei all der Wichtigkeit, die ZeitzeugInnen beim Überwinden der nur zu gerne angenommenen Klischees spielten, darf in einer kritischen Bilanz aber auch die Frage nach dem Nicht-Erreichten nicht fehlen. Hier ist es insbesondere die Frage nach der Rolle, die Österreich und ÖsterreicherInnen während des Nationalsozialismus spielten, wo unserer Meinung nach die ZeitzeugInnen den Mythos der Opferrolle Österreichs nicht vollständig durchbrachen. Die Frage nach der Mitverantwortung Österreichs am Holocaust, die Frage nach ÖsterreicherInnen als TäterInnen, wurde von ihnen oft nicht wirklich thematisiert.

Einerseits sahen sie sich – zurecht – gleichzeitig als Opfer und Österreicher, verloren aber die Tatsache aus den Augen, dass sie nur eine marginale Minderheit innerhalb der ÖsterreicherInnen waren.

Andererseits waren sie – oft engagierte SozialdemokratInnen und KommunistInnen – stark durch den von ihren Parteien mitgetragenen Österreich-Patriotismus geprägt. Als Beleg sei hier erwähnt, dass gerade in von ZeitzeugInnen mitgestalteten Ausstellungen über Konzentrationslager meist der Hinweis auf Österreich als Täterland (im Gegensatz zu ÖsterreicherInnen als WiderstandskämpferInnen) minimal ist.

Vergangenheit ist gleich Vergangenheit?

Heute, 55 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, stellt sich uns die Frage, was geschehen mag, wenn uns die Möglichkeit verwehrt bleibt, jene zu fragen, die die Zeit des Nationalsozialismus erlebt haben. Dass das Thema der Studientagung „Gedenken ohne ZeitzeugInnen?“ als Frage formuliert ist, kommt nicht von ungefähr. Es sind vor allem Fragen die auftauchen, versucht man sich Gedanken über ein Gedenken ohne ZeitzeugInnen zu machen. Dennoch gibt es ein paar Beobachtungen, über die man sich klar werden sollte, bevor man versucht Antworten zu finden.

Fragt man die Geschichtsphilosophie, bekommt man oft die Antwort, dass mit einem solchen Generationswechsel die Gegenstände der Betrachtung eine immer kleinere Rolle als Bezugspunkt gegenwärtigen Handelns spielen werden. Der deutsche Historiker Reinhart Koselleck formuliert seine Überlegungen dazu so: „Die moralische Betroffenheit, die verkappten Schutzfunktionen, die Anklagen und die Schuldverteilungen der Geschichtsschreibung – all diese Vergangenheitsbewältigungstätigkeiten verlieren ihren politisch existenziellen Bezug, sie verblassen zugunsten von wissenschaftlicher Einzelforschung und hypothesengesteuerten Analysen.“

Dies hieße also, dass die Shoah früher oder später zu einer Geschichtsperiode wie andere auch werden würde. Möglicherweise ist die konträre Beobachtung, die man momentan machen kann – denn die Ereignisse im Dritten Reich liefern immer noch Stoff für Auseinandersetzungen – nur eine oberflächliche. Versucht man den Hintergrund der – zugegeben sehr präsenten – Diskussionen um den Nationalsozialismus zu analysieren, fällt bald auf, dass in vielen Bereichen der Thematisierung der NS-Vergangenheit ein Gedanke implizit mitschwingt der gemeinhin mit dem Schlagwort „Schlussstrich“ umschrieben wird. Warum das Konzept „Schlussstrich“ obwohl vielzitiert doch so unsinnig ist, wird offensichtlich, wenn man sich vor Augen hält, dass Nationalsozialismus und Holocaust nicht nur Fragen von geschichtlichen Diskursen sind, denen durch Schweigen leicht ein Ende bereitet werden kann. Es geht hier auch um Fragen von politischen und gesellschaftlichen Kontinuitäten – Kontinuitäten, die um so wirkungsvoller sind, je mehr darüber geschwiegen wird. Durch ihr beständiges Hinweisen auf den wunden Punkt waren es gerade ZeitzeugInnen, die ein partielles – insgesamt natürlich unzureichendes – Durchbrechen dieser Kontinuitäten erreichten.

Perspektiven für unsere Zukunft der Erinnerung

Drei Punkte scheinen bei all den Fragen, die offen zurück bleiben klar zu sein:

Die Rolle der ZeitzeugInnen ist nicht nachbesetzbar. Gespräche mit Überlebenden waren und sind ein privilegierter Zugang zu diesem Thema. Wie auch immer Projekte aussehen mögen, die die Erinnerung an die Verbrechen und ihre Opfer wach halten wollen – sie werden die Rolle der ZeitzeugInnen nicht ersetzen können.

In jedem Fall geht es bei der Aufarbeitung darum, das Wissen über die Hintergründe und die Auswirkungen von Faschismus zu diskutieren und weiterzugeben. Damit wird natürlich auch die Diskussion über dafür angebrachte Formen zu führen sein.

Schließlich ist nicht zu übersehen, dass die Auseinandersetzungen um die NS-Vergangenheit in einem politischen Feld ausgetragen werden. Dem Folge zu tragen heißt zu erkennen, dass diese Auseinandersetzungen von gegenwärtigen Bezügen aus geführt werden; und es ist zu beachten, dass es immer auch darum gehen muss, vom Nationalsozialismus ausgehend, die Gegenwart zu verstehen und daraus die politischen Lehren zu ziehen.

Sebastian Markt, leistet Gedenkdienst am Leo Baeck Institute, New York

Stephan Sturm, ehem. Gedenkdienstleistender an der Fondation Auschwitz, Brüssel

Die Zukunft der Erinnerung

Der britische Historiker Eric Hobsbawm beschrieb in seinem Buch „The Age of the Empire, 1875-1914“ eine Übergangsphase, die wir soeben auch in Bezug auf den Nationalsozialismus beobachten können: Mit zunehmendem Abstand von einem einschneidenden Ereignis beginnt eine „Zwielichtzone zwischen Erinnerung und Geschichte“, also zwischen der Vergangenheit als erinnerten Bestandteil des eigenen Lebens und der Vergangenheit als einem grob skizzierten, der nüchternen Überprüfung zugänglichen Bericht. (1)

„Grauzone“ oder „floating gap“ der Übergangszeit

Diese Übergangszeit wird auch als „Grauzone“ oder „floating gap“ bezeichnet, und sie dient dazu, das Erfahrungsgedächtnis der Zeitzeugen in das kulturelle Gedächtnis der Nachwelt zu übersetzen. (2) Dass es bei diesem Transformationsprozess zu Erscheinungen des Verschleißes, zu Verlusten und letztendlich zu einem „Vergessen“ kommen muss, ist offensichtlich, denn vieles ist unersetzbar: die Autorität, die Authentizität, die körperliche Präsenz, das politische Gewicht der Zeitzeugen.

Mediengestütztes kulturelles Gedächtnis

Die sich mit Erinnerung befassende Literatur setzt im allgemeinen den Beginn der „Zwielichtzone“ mit ca. 40 Jahren nach dem betreffenden Ereignis an. Im Falle des Nationalsozialismus sind das die 80er Jahre. Kennzeichnend dafür sind umfangreiche Erinnerungsarbeiten, die den Transformationsprozess vorbereiten: Interviews, Autobiographien, Dokumentationen. Das „Austrian Heritage Projekt“ des Gedenkdienstes am New Yorker Leo Baeck Institute erfüllt beispielsweise eine wichtige Funktion: Die Interviews junger Österreicher, die zumeist der dritten Generation angehören, nehmen die Chance wahr, die Erinnerungen der österreichisch-jüdischen Vertriebenen in Amerika für beide Seiten verständlich darzustellen. Damit werden das Projekt und seine Mitarbeiter selbst zu einer generationsübergreifenden Übersetzungsmaschine. Wenn in längeren Perspektiven gedacht wird, können die Mitarbeiter diese Erfahrung bis in die sechste Generation im Sinne des „kommunikativen Gedächtnisses“ übertragen. Solange wird es auch dauern, bis es zur endgültigen Historisierung des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen kommen kann.

Die Vorbereitung eines „mediengestützten Gedächtnisses“, das in Zukunft in das „kulturelle Gedächtnis“ der Gesellschaft einfließen wird, scheint mir für die jüdische Opferseite sehr weit gediehen zu sein, bei anderen, beispielsweise den Zeugen Jehovas oder den Homosexuellen hingegen werden Defizite immer evidenter. Mit weltweit über 50.000 geführten, technisch perfekten Videointerviews mit Überlebenden sicherte die Survivors of the Shoah History Foundation eine bislang unbekannt Dimension von mediengestützter Erinnerung für die Nachwelt. Das Projekt ist auch insofern von Bedeutung, als es sich der neuen Medien und digitaler Technik bedient und damit den Weg in eine Art „Cyberspatial Memory“ weist. Wenn auch noch nicht ganz absehbar ist, in welche Richtung das Internet in Verbindung mit audiovisuellen Medien geht, inwieweit sich die Kommerzialisierung als Haupttriebfeder der Entwicklung auswirkt, so lässt sich vorerst beobachten, dass die Themenbereiche Shoah und Nationalsozialismus in großem Umfang vertreten sind, allerdings auch in der revisionistischen Variante. D.h. auf dieser Ebene globaler Kommunikation findet der aktuelle Diskurs in komplexer Form statt. Dazu zählen auch immer öfter Gespräche mit Zeitzeugen, die am Internet abrufbar sind.

Die zentrale Bedeutung der Erinnerung an die Shoah

Die Geschichte der Shoah ist zu einem Schlüssel geworden, um das Projekt der „Moderne“ und unsere Gegenwart zu verstehen. Moderne steht hier für die mit der Aufklärung beginnende Epoche. Wenn einerseits die Vernunft die Triebfeder im Projekt der Moderne war, so hatte diese Entwicklung zugleich Schattenseiten zur Folge, deren düsterste sich in der Shoah festmachen lässt. Dass Juden mit der Aufklärung zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft gemacht werden sollten, implizierte den Fortbestand des „Unnützlichen“ von Gruppen. Rassistische Ideen, die sich später den Mantel der

Wissenschaftlichkeit in Form von Sozial- und Rassenhygiene aneigneten, definierten weiterhin jene Gruppen, die als Außenseiter, als Last der Gesellschaft betrachtet wurden.

Für die Geschichtsforschung und die interdisziplinäre Analyse von Gewalt wurde die Shoah somit zu einem Ausgangspunkt, um die Vorgänge im 20. Jahrhundert besser deuten zu können. Das betrifft auch Vergleiche mit Genoziden, den armenischen oder jenen in Ruanda, bzw. mit den Massenmorden in Kambodscha. (3) D.h. die Analyse des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen wird auch in Zukunft auf wissenschaftlicher Ebene ein wichtiger Anknüpfungspunkt der Forschung bleiben.

Die Funktion der Zeitzeugen zielt eher auf die politische und pädagogisch verknüpfte Intention des „Nicht-Vergessens“ und der Anregung zur Auseinandersetzung ab. Ein Zitat aus der erfolgreichen Familiengeschichte von George Clare mag dies illustrieren:

„Vielleicht kann dieses Buch, weil es eine wahre Geschichte menschlicher Verzweiflung, die Geschichte der Vernichtung einer Familie erzählt, einige wenige zum Nachdenken und Nachempfinden bewegen. In dieser Hoffnung wurde es geschrieben.“ (4)

Der ursprüngliche „Nie Wieder“-Antifaschismus wich angesichts weltweiter Katastrophen dem bescheideneren Ziel, nämlich jenem der Information über die Verbrechen des Nationalsozialismus. Österreich-spezifisch war, dass die Zeitzeugen gegen den Opferkonsens (Österreich als erstes Opfer von Hitlerdeutschland) und die Verdrängungs- und Schlussstrichmentalität anzukämpfen hatten. Andererseits erzielten sie vor allem in den Zeitzeugenprogrammen an Österreichs Schulen eine gewichtige Rolle, und sie konnten die in Filmen aber auch in Schulbüchern aufgebauten Klischees mit ihren eigenen Erfahrungen kontrastieren. Etwa jenes in Schulbüchern manifestierte, das die jüdische Geschichte nur mehr in Katastrophenszenarios darstellte. (5) Die Zeitzeugen halfen, das Opferbild zu entdämonisieren. Sie werden unersetzbar für die Möglichkeit der Aussprache und des Gedankenaustausches sein.

Spannung zwischen Erinnerung und Geschichte

Zeitzeugen sind sich der Spannung, die zwischen Erinnerung und Geschichte besteht, oftmals bewusst. In Autobiographien finden sich immer wieder Hinweise darauf, wie die Autoren beim Schreiben selbst beobachten, dass Erinnern ein Prozess ist, bei dem sich die Geschichten und die Bewertung des Ichs verändern können. Der Schriftsteller Berthold Viertel versuchte die Muster, die seine Erinnerungen prägen, zu beschreiben:

„Das Ich hat so triftige Gründe, zu vergessen und sich falsch zu erinnern, falsch, weil um- und umdichtend. Der ernsthafte Versuch, die innere Kontinuität ein Leben lang zu erhalten, ist an sich ein heroischer, und keiner kann da restlos wählerisch in den Mitteln und Methoden sein, keiner, der lebendig ist, das heißt: ohne Aufgeben der ‚Logik‘ – zu entrinnen wünscht. Die Logik, die ich hier mein, ist allerdings eine Märchen-Logik. Die innere Kontinuität, der lebendige Zusammenhang der Erlebnisse, welche die Erinnerung lebendig erhält, ist, was ich ‚Idealität‘ nennen würde, da ich deutsch und humanistisch geschult bin. Man misst die Tatsachen an dem Ideal, das man von sich selbst hat, und biegt es sich zurecht.“ (6)

Innere Kontinuität, die Konsistenz einer Persönlichkeit, das Ideal von der eigenen Persönlichkeit können die Erinnerungen formen. Im Transformationsprozess wird es also wichtig sein, dass die nächsten Generationen verstehen lernen, von welchen Selektionsmechanismen die Erinnerungen der Zeitzeugen geformt wurden. Dazu gehört es auch zu akzeptieren, dass Erinnerungen vom Zeitpunkt des Entstehens her zu interpretieren sind. Also: Die aktuellen politischen Ereignisse, wie etwa der Kalte Krieg, der Golfkrieg, die Waldheim-Affäre oder die jüngste Regierungsbildung prägen auch den Blick auf die Vergangenheit. Bei den Erinnerungen passiert etwas, das sich auch in der Geschichtsforschung beobachten lässt: Die Interpretation der Vergangenheit geschieht in immer neuen, eben aktualisierten Versionen. Ich würde sogar soweit gehen zu sagen, die Vergangenheit lässt sich nicht rekonstruieren, sie wird immer wieder aufs Neue konstruiert, da sie sich den Bedürfnissen einer jeweils aktuellen Gegenwart anpasst.

Die vermittelnde Rolle von ZeitzeugInnen

In der Geschichtsforschung über die NS-Verbrechen gibt es zwei wesentliche Strömungen. Eine orientiert sich an Marc Bloch und sieht ihre Aufgabe dreistufig, und zwar im Beschreiben, Verstehen und Erklären.

Die Postmoderne hingegen kümmert sich nicht um den Aspekt des Verstehens, sondern sucht nach symbolischen Ausdrucksformen und Repräsentationen der Vergangenheit. Der aus der Literaturwissenschaft übernommene Begriff der „textuality“ hielt Einzug in die Forschung. Dekonstruktion und das Fragmentarische sind Schlüsselbegriffe geworden. Bemerkenswert scheint es, dass auch die postmoderne Debatte die Analyse der Shoah als einen Schlüssel zur Entwicklung von Theorie und Methodik auffasst. (7)

Ein Manko der Geschichtswissenschaft ist ihre Verweigerung gegenüber der Narrativität. Sie entwickelte eine analytische Sprache und befasste sich mit Strukturen. Die Zeitzeugen halfen, das abstrakte Wissen zu konkretisieren und in ihm das individuelle Schicksal zu integrieren, und ihre Zeugnisse werden dies auch in Zukunft tun. (8)

Spannung zwischen Opfer- und Tätergeschichten

Wenn wir davon ausgehen, die Erinnerung an die Shoah sei von der Gegenwart geprägt, so ereignet sich diese zeitgleich in unterschiedlicher Form in verschiedenen Staaten. Die Amerikanisierung der Shoah mit den ritualisierten Erinnerungsformen, der Musealisierung an zentraler, nationale Identität stiftender Stelle, nämlich der Museumsmeile in Washington, D.C., und die damit einhergehende Entpolitisierung und Pädagogisierung finden selbstredend unter völlig anderen Bedingungen statt als etwa die Shoah-Erinnerung in Israel oder in Deutschland und Österreich. (9)

Die Wehrmachtausstellung in Deutschland und Österreich hat eine Schwachstelle in den Erinnerungsformen bloßgelegt: Es ist inzwischen opportun geworden, sich an Opfer zu erinnern und ihnen medialen Raum zu überlassen, aber dies funktionierte ohne die Benennung von Tätern.

Vielleicht muss immer wieder an die Dimension der aktiven Beteiligung von Österreichern am Nationalsozialismus erinnert werden, deswegen einige Zahlen:

Juni 1933 – 67.000 NSDAP-Parteimitglieder

Februar 1938 – 127.000 NSDAP-Parteimitglieder

März 1939 – 221.017 NSDAP-Parteimitglieder

schließlich: 693.007 NSDAP-Parteimitglieder

1945 machten die Östmärkler 8% der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs aus, aber sie stellten 14% bei der SS. Der Anteil der Österreicher beim Vernichtungsprogramm von der Euthanasie bis zu den Vernichtungslagern wird mit 40% beziffert. (10)

Erinnerung lässt sich nicht totschweigen

„Es hat Diskussionen gegeben, aber die waren nicht sehr substanzvoll.“ Diese Aussage Jörg Haiders über Gespräche mit seinem Vater über dessen NS-Vergangenheit können vermutlich für die meisten Angehörigen der Zweiten Generation gelten. (11) Die Kinder sind an der Auseinandersetzung mit der Geschichte ihrer Eltern gescheitert, sie durchbrachen nicht die „Mauer des Schweigens“, auch weil sie diese selbst mit errichtet hatten und die Mauer somit eine gegenseitige war.

Österreichs schlampiges Verhältnis zur NS-Vergangenheit blieb bis in die 90er Jahre geprägt von einer Lebenslüge, der Opferthese. Das Gejammerge und das auch zur Zeit wieder zu beobachtende Geraunze sind mentale Konstanten geworden. Der Wunsch, aus der Vergangenheit ausbrechen zu können, fand keine Erfüllung, und jene, die den Schlussstrich forderten, schwiegen am lautesten. Dabei kam es zu eigenartigen, Österreich-spezifischen Schulterschlüssen zwischen Opfer- und Täterseite. Bruno Kreiskys Regierungsmannschaft mit vier ehemaligen Nationalsozialisten als Minister und seine Verteidigung des früheren Waffen-SS-Angehörigen, dem FPÖ-Vorsitzenden Friedrich Peter, gegenüber Simon Wiesenthal war so eine Konstellation, die sich derzeit auf der Ebene der zweiten Generation mit Jörg Haider und Peter Sichrovsky wiederholt.

Erinnerung lässt sich nicht einfach unterdrücken, vor allem wenn sie in einem derartigen Spannungszustand schwebt. Wie sich dieser Spannungszustand auflösen wird, kann erst die Zukunft zeigen. Aus der Perspektive der Zeitzeugen übernehmen Initiativen wie der GEDENKDIENT eine unschätzbare Rolle in der Vermittlung ihres Wissens und ihrer Intention, gegen das Verdrängen anzukämpfen. Psychologen nennen jene Familienmitglieder, die die Rolle des „Erinnerns“ für die anderen

übernehmen, „Erinnerungskerzen“. Sie sind es, die das Bewusstsein wach halten, dass unser „Jetzt“ immer auch von einem „Zuvor“ bestimmt bleibt. (12)

Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau, Institut für Geschichte, Universität Salzburg

Zitierte Literatur:

(1) zitiert in: Saul Friedländer, Auseinandersetzung mit der Shoah: Einige Überlegungen zum Thema Erinnerung und Geschichte, in: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen u. Ernst Schulin (Hg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierung seit 1945, Frankfurt am Main 1999, S. 15.

(2) Aleida Assmann, Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999, S. 15.

(3) vgl. die hervorragende Studie von Ervin Staub, The Roots of Evil. The Origins of Genocide and Other Group Violence, Cambridge 1989.

(4) George Clare, Letzter Walzer in Wien. Spuren einer Familie, Frankfurt/M. 1984, S. 320.

(5) Eine empfehlenswerte Analyse bietet: Reinhard Kramer, Zur Behandlung der Geschichte der Juden im österreichischen Geschichtsunterricht, in: Internationale Schulbuchforschung/ International Textbook Research Vol. 22, Nr. 1, 2000, S. 109 – 126.

(6) Berthold Viertel, Kindheit eines Cherub. Autobiographische Fragmente, hg. Von Siglinde Bolbecher u. Konstantin Kaiser, Wien 1991, S. 17 f.

(7) Dies zeigt sich in: Keith Jenkins (Hg.), The Postmodern History Reader, London – New York 1997, S. 384 - 433.

(8) Saul Friedländer, Auseinandersetzung mit der Shoah, S. 25.

(9) Ein aktuell, kontroversiell diskutiertes Buch: Peter Novick, The Holocaust in American Life, Boston – New York 1999.

(10) Evan Burr Bukey, Hitler's Austria. Popular Sentiment in the Nazi Era, 1938-1945, Chapel Hill – London 2000, S. 43 f.

(11) Interview mit Jörg Haider in: Die Zeit vom 3. Februar 2000. Vgl. über Jörg Haiders Eltern: Christine Martin, Eine ganz normale Familie, in: Süddeutsche Zeitung vom 3. Juni 2000.

(12) Vgl. auch: Norbert Frei, Farewell to the Era of Contemporaries. National Socialism and its Historical Examination en route into History,

in: History & Memory, Vol. 9, No. 1/2, 1997, S. 59 – 79.

„Keiner der Spiegelgrund-Leute hat geredet“

Johann Gross' Leben in NS-Erziehungsanstalten

Johann Gross wurde 1930 in Wien geboren, in sogenannte „asoziale“ Verhältnisse. Er wuchs in Pflegefamilien auf, wo er sich zum Teil sehr wohl fühlte, wurde aber 1939 wieder in die Obsorge seines alkoholkranken Vaters zurückgegeben. 1940 kam er ins Hyrtelsche Waisenhaus nach Mödling und geriet damit in die Maschinerie der NS-Erziehung. Die öffentliche Fürsorge (Jugendämter, Erziehungsanstalten, Heime) war in relativ kurzer Zeit zu einem reibungslos funktionierenden Teil des NS-Systems geworden, das der Bekämpfung und Disziplinierung jeder Form abweichenden Verhaltens diente. In der gesamten Gesundheits- und Sozialpolitik wurde der Wert des Menschen für die Gesellschaft (v. a. Leistungsfähigkeit und Anpassungsbereitschaft) zum wichtigsten Kriterium für ein Kontinuum von Maßnahmen, das von der Förderung besonders Begabter bis zur physischen Vernichtung „wertloser“ Menschen reichte.

Im Mödlinger Waisenhaus wurde den Jugendlichen die NS-Ideologie mit den brutalsten Mitteln „schwarzer Pädagogik“ eingebläut. Die schrecklicheren Erinnerungen sind für Johann Gross aber mit dem Spiegelgrund verbunden, wohin er aufgrund einiger Ausbruchsversuche aus Mödling kam: „In Mödling gab es noch Beziehungen, wenn auch Feindschaften“, so Johann Gross. Am „Spiegelgrund“ gab es nicht einmal mehr die von Angst und Gewalt geprägten Beziehungen von Mödling: Dort herrschte eine eisige Spitalsatmosphäre, in der sich in unmittelbarer Nachbarschaft die klinische Hinrichtung hunderter „Unbrauchbarer“ vollzog.

1945 bedeutete nicht, dass die Stigmatisierung als sogenannte „Asoziale“ beendet war. Johann Gross schloß 1948 seine Lehre als Maler und Anstreicher ab, was das Ende seiner Zeit in Heimen und Erziehungsanstalten war. Später absolvierte er die Meisterprüfung und war bis zur Pensionierung selbständig. 1997 erschien ein Artikel in der Zeitschrift „News“ über seine Kindheit und Jugend. Sein Buch „Spiegelgrund – Leben in NS-Erziehungsanstalten“ wurde 2000 veröffentlicht.

GEDENKDIENTST: Die Behörden haben ihren Akt von Mödling und vom Spiegelgrund verwendet nach 1945?

Gross: Ja, und es war teilweise noch dasselbe Personal an diesen Orten.

GEDENKDIENTST: Hatten sie später Kontakt zu anderen „Zöglingen“?

Gross: Nein, ich wollte auch nicht. Ich habe hie und da ehemalige „Zöglinge“ getroffen: „Na, wie geht's dir, Servus.“ Damit war der Fall für mich wieder ziemlich erledigt. Erst in den letzten drei Jahren hab ich einige wieder getroffen, vor allen Dingen den Zawrel (Friedrich Zawrel war als Kind am Spiegelgrund).

GEDENKDIENTST: 50 Jahre lang wollten sie mit all dem überhaupt nichts mehr zu tun haben ...

Gross: Völlig richtig, und zwar aus folgendem Grund: die KZ-ler zum Beispiel sind stolz, dass sie sagen können, wir waren im Widerstand. Ich hatte nur aufzuweisen, dass ich ein schwer erziehbares Kind war, dass ich „asozial“ war. Keiner von den Spiegelgrund-Leuten hat geredet. Meinen Kindern war ich – glaube ich – immer ein Vorbild. Ich habe erwachsene Söhne, und ich hatte Angst, dass die Vorbildwirkung wegfällt.

GEDENKDIENTST: Ihre Kinder haben nie Fragen gestellt?

Gross: Ich hab Ausflüchte gehabt. Ich hab gesagt, ich will darüber nicht reden, es ist mir nicht gut gegangen ...

GEDENKDIENTST: Was hat sich nach 1945 für sie verändert?

Gross: Es war eine Hungersnot in Österreich, das hat für alle gegolten, aber es hat sich nie mehr jemand vom Jugendamt um mich gekümmert. Ich hab auf eigenen Füßen stehen müssen.

GEDENKDIENTST: Sie waren allein?

Gross: Ja, völlig allein. Ich hatte eine zwei Jahre jüngere Schwester. Sie war auch am Spiegelgrund. Ich habe sie einmal gesehen, an der Hand einer Schwester. Das nächste Mal hab ich sie gesehen, da war ich schon Lehrling.

GEDENKDIENTST: Sie war die einzige, mit der sie gesprochen haben?

Gross: Ja. Meine Schwester war nicht so lang am Spiegelgrund, sie war da einige Monate und kam dann in eine andere Anstalt. Es war auch eine strenge Erziehung, aber nicht vergleichbar mit dem Spiegelgrund.

GEDENKDIENTST: Ist es ihnen gelungen, das so wegzuschieben?

Gross: Gelungen ist es mir nie. Mir hat in den ganzen Jahren oft davon geträumt, die grauslichsten Sachen hab ich immer wieder gesehen, also Dinge von der Spritze, den Keller in der Strafgruppe, verschlossene Türen, Mauern, derlei Sachen. Und das Gefühl einer nicht definierbaren Angst ... Ich hab mich nie davon befreit. Ich merke es heute noch, wenn ich manchmal munter werde und schweißgebadet bin.

GEDENKDIENTST: Erinnern sie sich an den Vogt-Prozess Ende der 70er?

Gross: Ja, ich habe das genau verfolgt, aber ich hatte damals nicht die Absicht zu reden. Der Vogt hat sich für den Zawrel eingesetzt, der war der Anlass. Er war ein Idealist, ich hatte aber das Gefühl, dass er nichts erreicht.

GEDENKDIENTST: Letztlich war das aber der Anfang vom Ende der Karriere des Heinrich Gross?

Gross: Ja, das rechne ich ihm auch hoch an. Beruflich hat es dem Vogt aber nicht viel genützt, seine Beschäftigung mit der kritischen Medizin.

GEDENKDIENTST: Wann war dann der Punkt „Jetzt rede ich darüber“?

Gross: Anlässlich einer Fernsehsendung vor etwa drei Jahren, da war Dr. Gross zu sehen. Mein jüngerer Sohn war bei mir; da hab ich gesagt, ich glaub ich kenn den besser als die meisten, die da reden ... ich kenn niemand, der über drei Jahre dort war. Da hat mein Sohn gesagt, warum redest du nicht darüber ... und ich hab noch immer nicht wollen. Mein Sohn hat „News“ verständigt, und dann kam der erste Artikel. Dann hat man mich verwiesen an Hannah Lessing, ich hab dann vom Fonds was gekriegt, und sie hat mir auch geraten, ich soll einreichen wegen einer Opferrente.

GEDENKDIENTST: ... der erste Versuch, eine Opferrente zu bekommen?

Gross: Richtig. Ich hab es nie versucht. Ich war zwar ein Opfer, aber ich habe mir gedacht, ich kann nicht konkurrieren mit einem KZ-ler.

GEDENKDIENTST: Haben sie es nie bereut, dass sie diesen Schritt gemacht haben vor drei Jahren?

Gross: Ich bereue es, dass ich es nicht früher gemacht habe. Ich gehe jetzt viel an Schulen, ich hab mich ein bisschen schlaue gemacht, mir Literatur besorgt über die Zeit. Ich weiß heute wesentlich mehr als vor 10 Jahren.

GEDENKDIENTST: Was versuchen sie den Jugendlichen mitzuteilen?

Gross: Ich versuche sie ein bisschen zu immunisieren gegen Einflüsse, die heute wieder sehr stark sind. Ich erkläre ihnen, was man damals unter „asozial“ verstanden hat, wer „unwertes Leben“ war, was Euthanasie bedeutet hat, dass man aufgrund irgendeines Leidens nicht lebenswert ist und ich muss sagen, die Kinder verstehen das recht gut. Sie stellen oft geschelte Fragen, manchmal wenn die Pausenglocke läutet bleiben sie sitzen, spitzen die Ohren, das sind für mich schöne Erlebnisse.

GEDENKDIENTST: Was denken sie sich, wenn sie gleichzeitig in der Politik hören von den Fleißigen und Tüchtigen, den Anständigen ...

Gross: Ich bin nach wie vor überzeugt, wenn Teile der Gesellschaft so könnten wie sie wollten, dann gäbe es wieder „unwertes Leben“.

GEDENKDIENTST: Fühlen sie sich betroffen, wenn das gesagt wird?

Gross: Ja, und ich bin überzeugt, dass ein Haider den gleichen Gedankengang hat. Bei den Medizinern bin ich mir auch nicht sicher ... Zu jener Zeit hat das jeder freiwillig gemacht. Das gibt mir zu denken: es ist keiner gezwungen worden Kinder zu töten.

GEDENKDIENTST: Wussten sie, dass Heinrich Gross Karriere machte?

Gross: Ja, man hat immer wieder gelesen, wenn er Prozessgutachter war.

GEDENKDIENTST: Ihr Verhältnis zu ÄrztInnen im Krankenhaus, wenn sie jetzt hinkommen, hat das Erinnerungen geweckt an diese Zeit?

Gross: Eigentlich nicht zu Medizinern, eher zu Psychologen, Psychiatern. Da hätte ich Hemmungen gehabt ...

GEDENKDIENTST: Bei ESRA war es das erste Mal, dass sie Kontakt mit einem Psychiater hatten?

Gross: Diese Gespräche dort in der Gruppe tun uns sehr gut; und noch mehr, wenn wir fertig sind, dann gehen wir in ein Kaffeehaus, kaufen uns dort eine Kleinigkeit und reden untereinander. Das bringt meiner Ansicht nach mehr, als diese sogenannte Therapie. Man kann, wenn ein anderer dabeisitzt, der das nicht kennt, nicht so reden. Das geht uns allen so.

GEDENKDIENTST: War die Angst zu erzählen begründet?

Gross: Das kann ich nicht beurteilen, was Menschen sich denken; im Hinterkopf ist dieser Begriff „asozial“ immer noch da. Bei meinen Freunden war das Echo aber durchwegs positiv.

GEDENKDIENTST: Wir danken für das Gespräch.

Erinnerungsfilme – die Menschen als solche sehen und ihre Wahrheit entdecken

Mit wachsendem Abstand zur Zeit des Nationalsozialismus treten zunehmend künstlerische und dokumentarische Produktionen an die Stelle der persönlichen Erinnerungen von ZeitzeugInnen (siehe den Beitrag von A. Lichtblau). Eine Verarbeitungsform, die das kulturelle Gedächtnis der kommenden Generationen bezüglich des Nationalsozialismus bilden werden, ist der sogenannte Erinnerungsfilm.

Ruth Beckermann ist Autorin und Filmemacherin. In ihren Filmen („Wien retour“, 1984; „Die papierene Brücke“, 1987; „Nach Jerusalem“, 1990, „Ein flüchtiger Zug nach dem Orient“, 1999) spielen Interviews mit ZeitzeugInnen eine große Rolle. In „Jenseits des Krieges“ (1996) setzte sie sich als eine der ersten kritisch mit den Erinnerungen ehemaliger Wehrmachtsangehöriger auseinander.

Michael Kitzberger ist ebenfalls im Filmbereich tätig und ist Autor einer Untersuchung über Erinnerungsfilme (Michael Kitzberger, Erinnerungsfilme, Wien 1998).

Mit Ruth Beckermann und Michael Kitzberger sprachen Herwig Czech und Sebastian Markt.

GEDENKDIENTST: Wodurch unterscheiden sich Erinnerungsfilme in bezug auf den Umgang mit ZeitzeugInnen von anderen Formen der Auseinandersetzung (z. B. Spielfilme, herkömmliche Dokumentarfilme oder „oral history“-Projekte)?

Kitzberger: In herkömmlichen Dokumentarfilmen werden ZeitzeugInnen sehr oft eingesetzt, um einen Kommentar zu illustrieren, um etwas, was eigentlich schon klar ist, zu beleuchten oder zu beweisen. Im Gegensatz dazu versucht man im Interview- bzw. Erinnerungsfilm, dem Menschen als solchen näherzukommen, seine Wahrheit zu entdecken.

Beckermann: Genau. Es geht uns nicht darum, die Leute zu Experten ihrer selbst zu machen, oder sie als Experten für historische Informationen einzusetzen. Film ist ja sehr oberflächlich, phänomenologisch, und daher ist das, was wir zeigen, immer die Gegenwart. Im Gesicht, in der Sprache und in den Worten der interviewten Person reflektieren sich ihre Erlebnisse und ihre Geschichte, aber zu sehen ist immer die Gegenwart. Was eine Person sagt, ist immer das, wie sie sich heute in ihren Verstrickungen darstellt und daher immer subjektiv. Und das Interessante ist ja gerade, diese Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte oder der eigenen Lebenslüge darzustellen. Jeder von uns konstruiert seine eigene Geschichte.

GEDENKDIENTST: Inwieweit beeinflusst die Interviewsituation diese Konstruktion?

Beckermann: Den größten Einfluss hat die Person der Interviewerin. Die Kamera, die Apparatur schafft eine sehr konzentrierte, intensive Situation. Bei Film mehr als bei Video, weil man bei Filmmaterial sparer arbeiten muss. Ich habe bei Film nie mehr als zwei Rollen pro Person gedreht, und in diesen 20 Minuten muss alles passieren.

GEDENKDIENTST: Wie schafft man eine solche Konzentration, dass in 10 oder 20 Minuten „alles passiert“?

Beckermann: Man muss sich einfach einstellen auf eine Person, sich sehr gut vorbereiten, sich alle möglichen Fragen überlegen, und dann muss man es wieder vergessen. Sich ganz auf die Person konzentrieren, auf die eigene Spontaneität vertrauen und sich darauf verlassen, dass man irgendetwas findet, das eine Beziehung schafft: eine überraschende Frage, oder gar nicht sprechen und nur lächeln oder schauen oder eine Geste machen, um der Person die Möglichkeit zu geben, sich zu entfalten.

Kitzberger: Erinnerungen sind aber auch immer vom gesellschaftlichen Umfeld beeinflusst. So hat man z. B. nach 1986 oder auch 1988 in Österreich sehr viel bewusster über bestimmte Erfahrungen im Nationalsozialismus reden können als davor.

Beckermann: Außerdem gibt es nationale Unterschiede. In Österreich werden viele Themen noch gar nicht aufgegriffen, die in anderen Ländern, wie z. B. in Frankreich, schon lange diskutiert werden. Das österreichische Umfeld ist nicht sehr förderlich, zu differenzierteren Themen vorzudringen. Hier müssen wir immer noch darum kämpfen, dass gewisse Leute überhaupt Gehör finden.

GEDENKDIENTST: Welcher politische Anspruch verbindet sich damit?

Beckermann: Wenn ich „Wien retour“ nehme, so war das damals, als er 1984 ins Kino kam, ein unglaublicher Tabubruch. Im Film geht es um Franz West, der im 2. Bezirk in jüdischer Umgebung aufgewachsen ist, sozialistischer Mittelschüler und später Kommunist wurde, emigrieren musste, zurückkam und 1968 dann die Partei verlassen hat. Da gaben wir jemandem das Wort, der damals nicht gehört wurde.

GEDENKDIENTST: Wenn es politisch darum geht, Menschen Gehör zu verschaffen, die sonst nicht wahrgenommen werden, inwiefern gibt es einen Unterschied zur Arbeit mit Tätern, z. B. mit ehem. Wehrmachtsangehörigen?

Kitzberger: Gehör verschaffen heißt ja nicht unbedingt, dass man deren Position einnehmen will. Es kann ja auch bedeuten, dass man eine in der Gesellschaft vorhandene Position, die aus einem bestimmten Grundkonsens heraus überhaupt nicht mehr wahrgenommen wird, öffentlich macht. Man stellt etwas, das sonst nur im Privaten oder an den Stammtischen abgehandelt wird, öffentlich und provokant zur Diskussion. Dein Film Jenseits des Krieges, funktioniert auch deshalb, weil du sehr klar Stellung beziehst und damit die Zusehenden zu einer eigenen Position zwingst.

Beckermann: Ich glaube, es geht sehr stark darum, eine gewisse Distanz herzustellen, und das kann Film natürlich sehr gut leisten. Denn es ist natürlich ganz etwas anderes, diese Leute auf der Leinwand zu sehen als sie am Nebentisch zu hören. Das kann eine reflektierende Haltung hervorrufen.

GEDENKDIENTST: Was war Ihr Eindruck von den Gesprächen mit den ehem. Soldaten der Wehrmacht?

Beckermann: Die Mehrheit wollte, als sie sich da vor die Kamera hingesetzt hat, von sich selbst als Opfer reden. Von ihrer Kriegsgefangenschaft oder wie arm sie waren als Soldaten. Man hatte den Eindruck, einmal im Leben haben sie sich etwas getraut, nämlich für den Hitler zu sein, dann haben sie, zynisch gesprochen, was Tolles erlebt, sind ins Ausland gekommen, an die Ostfront, und dann haben sie eine auf den Deckel gekriegt. Und davon haben sie sich nie wieder erholt, das wurde nie reflektiert. Als diese Leute aus der Kriegsgefangenschaft zurückkamen, wurden sie damit völlig alleingelassen, das war kein Thema. Stattdessen war Wiederaufbau angesagt und sich in eine Partei eingliedern oder in den Kameradschaftsbund.

Kitzberger: „Jenseits des Krieges“ war das erste Forum, wo diese Leute dazu gebracht wurden, nicht über ihr eigenes Leid zu erzählen, sondern davon zu abstrahieren und zu verstehen, dass ihr Handeln anderen Leuten Leid gebracht hat und das auch öffentlich auszudrücken. Nur wenige schaffen das.

Beckermann: Man wollte das Leid der anderen gar nicht wahrnehmen. Ich glaube nicht, dass man das aus psychischen Gründen nicht konnte, sondern man wollte es aus ganz konkreten, ökonomischen und politischen Gründen nicht. Dazu hat die Opferlüge wunderbar gedient. Keine Juden zurückholen, um auf den Posten zu bleiben, die man inzwischen eingenommen hatte, möglichst viel von allem was geraubt wurde behalten. Das führte zu dieser Opferlüge, der Lebenslüge Österreichs. Und jetzt, seit wir diese Regierung haben, kannst du sehen, wie tagtäglich eine Lebenslüge konstruiert wird, wie alle darauf reinfallen. In einer Zeit, wo wir Internet und Kabel haben, wo überall ausländische Zeitungen zu bekommen sind, ist es dieser Regierung möglich, eine Wahnsituation in diesem Land zu schaffen, die wirklich hält. Das ist wie ein Brei, der sich um das Hirn legt. Immer wenn du Nachrichten aufdrehst, hörst du von Sanktionen. Kein Mensch spürt sie, kein Mensch würde sonst daran denken, und trotzdem funktioniert das wunderbar.

GEDENKDIENTST: Wir danken für das Gespräch.

Die Geschichte einer Geschichte erzählen ...

„Mit ihrem Leben geben sie uns den Ansporn, kritisch zu sein“

Wir, SchülerInnen des Wahlpflichtfaches Geschichte unter der Leitung von Mag. Martin Krist am Bundesgymnasium 19 in der Gymnasiumstraße, hatten zu Beginn unserer Arbeit nur eine geringe Vorstellung von den Auswirkungen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft auf den einzelnen Menschen.

Wenn man sich mit der Geschichte Österreichs in der Zeit des Nationalsozialismus befasst, mit dem Schicksal österreichischer Juden und Jüdinnen, mit Ausgrenzung, Vertreibung und Ermordung, stößt man zwangsläufig auf Daten und Zahlen, die die schrecklichen Ereignisse belegen und die Ausmaße des Verbrechens darlegen. Wenn man noch verhältnismäßig jung ist, SchülerInnen und Schüler eines Gymnasiums, machen diese Zahlen zwar betroffen, entbehren aber doch einer gewissen Aussagekraft. Um zu begreifen, was wirklich hinter den Fakten steckt, bedarf es oft ein bißchen mehr als den herkömmlichen Geschichtsunterricht oder ein Lehrbuch.

„Umgeschult am 29. April 1938 ins G9 Wasagasse“

Ziel eines mehrjährigen Projektes war es zunächst, die Namen und Daten der Schüler und SchülerInnen zu erfassen, die im April 1938 von unserer Schule vertrieben wurden, weil sie jüdisch waren oder nach den Nürnberger Gesetzen als jüdisch galten. An sie wollten wir mit einer Gedenktafel erinnern, zu deren Enthüllung wir eine Ausstellung planten, die das bis dahin gesammelte Material, Lebensläufe und Dokumente, enthalten sollte.

Am Anfang stand die Suche nach dem Vermerk „Umgeschult am 29. April 1938 ins G9 Wasagasse“ in den Schülerkatalogen und das Entziffern der Namen, Adressen und Daten. Dann die Suche nach Überlebenden: Über das Meldearchiv und den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus nahmen wir Kontakt zu emigrierten ehemaligen Schülern in den USA, in Großbritannien, Kanada und Australien, Israel und Argentinien auf. Eine Spur, die uns zu jenen führte, die zurückgekehrt waren oder noch in Wien lebten, war eine später ausgestellte Schulbesuchsbestätigung. Hatte der Betreffende eine abgeholt, fand sich ebenfalls ein Vermerk in den Katalogen und die Wahrscheinlichkeit, dass derjenige in Österreich lebte, war groß.

Immer mehr „Ehemalige“ schrieben uns ...

Der nächste Schritt war der Griff zum Telefonhörer. Auf diese Weise machten wir vier Herren ausfindig, die alle sofort bereit waren, uns über ihr Schicksal und ihre Erfahrungen als Emigranten oder als „U-Boot“ in Wien zu berichten. Die Begegnung mit diesen Menschen war der erste Höhepunkt unserer bislang eher trockenen Recherchearbeit.

Einige Monate später, nachdem uns immer mehr Material aus Übersee und auch aus Österreich erreichte, kam der zweite Höhepunkt. Mit der Ausstellung, die die Gedenktafelenthüllung am 29. April 1998, dem 60. Jahrestag der Vertreibung, begleitete, war das ursprüngliche Ziel des Projektes erreicht. Und trotzdem war schon jetzt klar, dass das nur eine Zwischenstation bleiben würde. So meldete sich Otto Walter bei der Feier zu Wort, ein vertriebener Schüler, von dem wir nicht gewusst hatten, dass er noch in Wien lebt. Immer mehr im Ausland lebende „Ehemalige“ schrieben uns, immer mehr Lebensläufe ließen sich zusammenfügen, immer mehr Interviews wurden geführt. Wir waren so beeindruckt von der Fülle an Material, dass wir es nicht dabei belassen wollten, die Berichte und Dokumente in Mappen zu sammeln. So entstand die Idee, sie in Buchform festzuhalten.

Kultur der Erinnerung – Aufarbeitung der Geschichte

Ein Jahr später erschien das Buch „Vertreibungsschicksale. Jüdische Schüler eines Wiener Gymnasiums 1938 und ihre Lebenswege“ beim Verlag Turia+Kant in Wien. In diesem Buch verarbeitete Martin Krist

die Ergebnisse unserer zweijährigen Spurensuche. Er beschreibt, wie die Vertreibung von der Schule vor sich ging und zeichnet die weiteren Lebenswege der Schüler nach. Den meisten der 104 gelang auf verschiedenste Weise die Emigration, zwei überlebten als „U-Boot“ in Wien, sieben fielen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zum Opfer. Neben einem Augenzeugenbericht von Reinhold Eckfeld, der seine Erlebnisse während der Novemberpogromnacht beschreibt, fanden auch die Erinnerungen und Eindrücke der anderen Betroffenen Eingang. Dokumente, Fotos und Kurzbiographien vervollständigen die Darstellung.

Bei der Buchpräsentation am 30. September 1999 war es uns ein Anliegen, nicht nur das Ergebnis unserer Arbeit vorzustellen, sondern zu einem Gespräch über Geschichtsaufarbeitung und Erinnerungskultur einzuladen. Teilnehmer an der Podiumsdiskussion waren Martin Krist, Erich Hackl, der das Vorwort zu diesem Buch verfasst hat, Fritz Lantos und Harry Kaufmann, zwei ehemalige Schüler, Hannah Lessing vom Nationalfonds und zwei Schülerinnen des Wahlpflichtfaches.

Neben Fritz Lantos und Harry Kaufmann waren 12 andere vertriebene Schüler anwesend, teilweise aus dem Ausland angereist. So bot sich am nächsten Tag bei einem Heurigen in Sievering ein etwas ungewöhnliches Bild: Elf Jugendliche machten Bekanntschaft mit Menschen, die zwei Generationen vor ihnen eine der dunkelsten Zeiten in der Geschichte Österreichs miterlebt haben, sahen zum ersten Mal die Gesichter der Personen, mit deren Lebenswegen sie sich beschäftigt hatten und gewannen Respekt und Achtung vor der Art, wie sie mit ihrem Schicksal umgehen. Sie alle haben aus der Situation, in die sie der nationalsozialistische Rassenhass gebracht hat, das Beste gemacht, die meisten strahlen heute eine unglaubliche Lebensfreude aus, die Mut macht.

Aus den Gesprächen mit ihnen konnten wir vor allem eines herauslesen: Mit ihren Lebensgeschichten wollten sie uns den Ansporn geben, kritisch gegenüber allen Anzeichen von Ausgrenzung und Diskriminierung von Minderheiten zu sein. Als Generation, die die Schrecken des Zweiten Weltkrieges nicht miterlebt hat und in einer vergleichsweise heilen Welt aufgewachsen ist, tragen wir die Verantwortung, solchen Tendenzen nicht tatenlos gegenüberzustehen und das Wissen, das wir erworben haben, weiterzugeben.

Eine Erinnerung, bei der die Opfer nicht anonym bleiben

Dabei dürfen wir uns nicht nur auf die Daten und geschichtlichen Fakten beschränken, mit denen wir vertraut geworden sind. Denn irgendwann verlieren die bloßen Zahlen ihre schreckliche Bedeutung und an deren Stelle tritt eine gewisse Abgestumpftheit. Aber jede Person, das Schicksal eines Einzelnen, macht von neuem betroffen und ist wert, beachtet zu werden.

Wenn dieses Projekt auch nur einen Bruchteil der Geschichte der Verfolgung beschreibt, so glauben wir, dass es wichtig und sinnvoll ist, sich mit solchen Details zu beschäftigen. Wir hoffen, dass durch eine Art der Erinnerung, bei der die Opfer nicht anonym bleiben, dieser Teil der Geschichte für die zweite Generation danach, sechzig Jahre später, greifbarer und besser verständlich wird. Auf unsere Gruppe trifft das jedenfalls zu: Denn die Vertriebenen hatten denselben Schulweg wie wir.

Ulli Kittelberger, Gerda Heydemann und Karoline Schillinger,
Schülerinnen des BG 19, Wien

Telegramm

Gedenkdienst goes Europa

Seit kurzem ist GEDENKDIENT Teil des Europäischen Freiwilligendienstes (EFD). Dieses von der Europäischen Union finanzierte Projekt ermöglicht

Jugendlichen von 18 bis 25 Jahren ein einjähriges Freiwilligenjahr bei gemeinnützigen Einrichtungen. Unter dem Projekttitel „Aufklärungsarbeit über Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit in Österreich“ werden wir ab 1. September eine Freiwillige aus Deutschland im Büro von GEDENKDIENT aufnehmen. Die Freiwillige, vermittelt über das Anne Frank Zentrum Berlin, wird v. a. für die inhaltliche Koordination der Ausbildung unserer MitarbeiterInnen verantwortlich sein (z. B. wöchentliche Mittwochtreffen, überregionale GEDENKDIENT-Veranstaltungen, Studienfahrten). In der nächsten Ausgabe werden wir ein Portrait unserer neuen Mitarbeiterin bringen.

"Der Kaiser von Atlantis"

Ein Sommertheater der anderen Art wird von der ARGE ATLANTIS inszeniert. Insgesamt 15 Aufführungen der Oper „Der Kaiser von Atlantis“ von Viktor Ullmann und Peter Kien werden an vier verschiedenen Aufführungsorten gezeigt. Die Oper wurde 1943/44 im Konzentrationslager Theresienstadt komponiert. Komponist und Autor wurden kurze Zeit darauf nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Aufführungsorte sind die KZ-Gedenkstätten Mauthausen

(8. 8.) und Ebensee

(18.8.) sowie das Schloss Wildberg

(9.-17. 8.) und das Odeon in Wien

(10.-12. 9.). Karten können bei den lokalen Veranstaltern bestellt werden.

Einäugige Justiz

„Die einäugige österreichische Justiz in der Nachkriegszeit“ war Thema eines von der Regionalgruppe organisierten Vortrags am 5. Mai (NS-Opfer-Gedenktag) in Graz. Die Historiker Heimo Halbrainer und Thomas Karny berichteten über den Fall Franz Murer. Murer, genannt der „Schlächter von Wilna“, war von 1941 bis 1943 stv. Gebietskommissar der Stadt Wilna in Litauen und zuständig für „Judenangelegenheiten“. Für GhettobewohnerInnen war Murer der Inbegriff von Terror, Angst und Schrecken. Obwohl seine Vergangenheit bekannt ist, wird er nach dem Krieg zum Obmann der Landwirtschaftskammer Liezen gewählt. 1961 wird Murer von Simon Wiesenthal im Telefonbuch „entdeckt“, verhaftet und angeklagt. Nach zwei Jahren Untersuchungshaft hat man aus vier Kontinenten ZeuginInnen. Murer wird wegen 17-fachen Mordes angeklagt. Er leugnet alles. Nachdem sich einige der ZeuginInnen nach 20 Jahren nicht mehr genau an die Tatzeit (!) erinnern können, wird Murer freigesprochen.

(ps)

"Es firt kejn Weg zurik..."

Am 16. Mai hat Gojim in Graz ein Konzert mit Liedern aus dem Wilnaer Ghetto veranstaltet. Gojim („Nicht-Juden“) sind sieben Musiker, die sich seit 13 Jahren mit jüdischer Musik befassen. Jedes Programm beruht auf historischen und musikwissenschaftlichen Recherchen. Gojim wollen eine fast vergessene Liedtradition wiederbeleben, aber auch über die Lieder mit ihrem Publikum einen Zugang zu jüdischer Kultur finden. Rund 150 ZuschauerInnen erlebten eine fesselnde Darbietung. Schwermütige Lieder machten Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit der GhettobewohnerInnen fühlbar. Kraftvolle und fröhliche Lieder zeigten aber auch, dass die Menschen im Ghetto sich ihrem Schicksal nicht beugten.

(ps)

FPÖ contra Gedenkdienst

Dr. Helene Partik-Pablé, Nationalratsabgeordnete der FPÖ, hat in der politischen Diskussion um die Zukunft von GEDENKDIENT die Tätigkeit unserer Freiwilligen als „Gedenktafeln putzen“ bewertet. Nun hat sie in einer Reaktion auf unsere öffentliche Stellungnahme zur Bildung der Bundesregierung die kritische Haltung der FPÖ zu GEDENKDIENT in Abrede gestellt. Vielmehr „befürworte die FPÖ Gedenkdienst“, so Partik-Pablé in einem Schreiben an uns. Allerdings ist ihrer Meinung nach nicht einzusehen, weshalb gerade Zivildienstler diesen Dienst verrichten sollen, wo diese doch an allen Ecken und Enden dem inländischen Sozialsystem fehlten.

Diese Haltung wurde in einer parlamentarischen Anfrage an den Innenminister unterstrichen: „Ist es nicht tatsächlich so, dass Gedenk- und Friedensdienstorganisationen im Ausland über genügend freiwilliges Personal verfügen, den Gedenkdienst aus eigenen Ressourcen zu bestreiten?“ Es ist nur zu hoffen, dass diese Haltung innerhalb der Koalition nicht mehrheitsfähig wird!

Ministrale Sichtweisen

Am 2. 8. 2000 besuchte Innenminister Dr. Ernst Strasser im Rahmen seines USA-Aufenthaltes das US Holocaust Memorial Museum in Washington. Dr. Wesley Fisher, Direktor für internationale Angelegenheiten im USHMM, sprach ihn dabei u. a. auf die prekäre zukünftige finanzielle Situation von GEDENKDIENT an. Dr. Strasser erwiderte, dass in diesem Jahr für den Zivildienst im Ausland so viel Geld wie noch nie zur Verfügung stünde. Er könne sich die Probleme nur dadurch erklären, dass das Geld nicht dort ankomme, wo es hin solle, und er werde sich der Sache persönlich annehmen.

Da die erhaltenen Subventionen mit dem Innenministerium außerordentlich korrekt abgerechnet werden, lässt diese Aussage nur eine Interpretation zu: Der Minister scheint zu vermuten, dass die Trägerorganisationen die Subventionen nicht vollständig an die vorgesehen Empfänger, die Gedenkdienstleistenden, weiterleiten. Diese vermutete Unterstellung weist Verein GEDENKDIENT nachdrücklich zurück.

Eine zusätzliche, vom Minister unerwähnte Tatsache ist, dass die pro Kopf ausgeschütteten Mittel nach derzeitiger Gesetzes- und Verordnungslage zwangsläufig sinken werden.

(rk)